

Das Leben in allen Farben

Saxofonistin Carolyn Breuer stellt nach acht Jahren ein neues Album vor – ein Meisterwerk

VON OLIVER HOCHKEPPEL

München – Sie ist die Tochter des besten Jazz-Posaunisten der Stadt, selbst eine Ausnahme-Saxofonistin, dazu blond und hübsch: Natürlich haben die hiesigen Medien schon ein paar Elogien auf Carolyn Breuer verfasst. Dass sie aber heute so bekannt sein könnte wie Till Brönner, wenn sie ein bisschen mehr Glück gehabt hätte, wissen die wenigsten. Es war 2003, Carolyn Breuer hatte nicht nur das bombastische Album „Serenade“ zusammen mit dem Amsterdamer Concertgebouw Chamber Orchestra bei Sony eingespielt, sondern mit dem Branchenriesen auch einen Vertrag über sieben weitere Alben unterschrieben. Ein Dreivierteljahr später sollte es ans nächste Werk gehen, doch Sony hatte soeben mit BMG fusioniert. „Als ich wissen wollte, wie es weitergeht, habe ich buchstäblich niemanden erreicht. Alle, die mit meinem Vertrag zu tun gehabt hatten, gab es nicht mehr. Kein Mensch bei Sony wusste mehr etwas von mir.“

Breuer kehrte also zum alten Label zurück: ihrem eigenen. „Notnowmom!“ war schon im Jahre 2000 ihre Notwehr gegen die Musikindustrie, die selbst noch im Nischensegment Jazz alles in Schubladen zu stecken versuchte und dementsprechend eine hübsche, blonde Saxofonistin zum Cocktail-Jazz. Breuer aber war zu klug, zu talentiert und zu selbstbewusst, um sich derart reduzieren und deformieren zu lassen. Als Tochter des Münchner Jazzers Hermann Breuer, eines Posaunisten, der als klassisch ausgebildeter Jazz-Pianist begonnen hatte, war ihr die Liebe zur Musik in die Wiege gelegt. Und ein gewisser Freiheitsdrang: Mit 19, sie war inzwischen vom Bundesjugendjazzorchester aufgenommen, ging sie nach Hilversum, um bei Fer-

Aus einem Auslandssemester in den Niederlanden wurden 15 Jahre und ein Lebensabschnitt

dinand Povel zu studieren. Geplant war ein Auslandsjahr in den Niederlanden, am Ende wurden es 15 Jahre und ein ganzer Lebensabschnitt, unterbrochen nur von einem längeren Aufenthalt in New York, wo Breuer bei Branford Marsalis und Steve Coleman Unterricht nahm, zwei Topstars und gleichzeitig Antipoden des Jazzsaxofons. Der eine riet ihr, mehr Klassik zu spielen, bestärkte sie aber vor allem darin, eigenen Sachen den Vorrang zu geben, der andere zeigte ihr die praktischen Tricks.

Alles zusammen schlug sich in dem nieder, was so viele Jazzler verzweifelt suchen: einem eigenen Stil. Bei Breuer ist es ein lyrischer, ja melancholischer, zugleich aber schnörkelloser Ton auf dem Alt- und dem Sopransaxofon, der sich in stets überraschende Harmonien und Phrasen stürzt. „Moderne Musik, gespielt mit traditioneller Technik“, wie sie selbst einmal gesagt hat. Nach einigen Anläufen, etwa dem frühen Album „Family Affairs“ mit ihrem Vater fürs Münchner Label Enja, kam der Durchbruch in Eigenregie und dank eines gewissen Trotzes. Beim Debüt fürs erwähnte eigene Label, dem im Jahre 2000 mit ih-

rem niederländischen Quartett eingespielten Album „Fate Smiles On Those Who Stay Cool“, präsentierte sie sich auf dem Cover mit einem Waschlappen über dem Gesicht. Das sorgte für einiges Aufsehen, das Waschlappengesicht wurde ihr Logo und fand sogar Anklang bei einem Modervertrieb. Der Albumtitel wiederum wurde in Holland so bekannt, dass der Innenminister sogar eine Parlamentsrede damit begann. Und so wurde Sony auf Breuer aufmerksam.

Man kann sagen, dass Breuers Karriere seitdem und bis heute auf der Kippe steht zwischen Szeneschöpf und internationalem Durchbruch. Auch in ihrer Heimatstadt, in die das Münchner Kindl 2004 wieder zurückkehrte. In kurzer Folge entstan-

Krankheit, Schwangerschaft und andere Auf und Abs verhinderten zuletzt den großen Erfolg

den das Kinderprojekt „Der kleine Erdbär“, das Duo „Home“ mit ihrem Vater und ein neues Quartett-Album namens „Amour fou“. Alles schien bestens zu laufen. Bis Breuer krank wurde. Pfeiffersches Drüsenfieber in einer schwereren Form. „Manchmal habe ich 18 Stunden am Tag geschlafen. Ich war einfach immer platt und habe nur noch kleine Tourneen geschafft, und die nur mit fast übermenschlicher Anstrengung.“ Ein Einschnitt, der nicht der einzige bleiben sollte, Hochs und Tiefs jagten einander, von der Schwangerschaft und der Geburt ihres Sohnes bis zum kurz hintereinander folgenden Tod ihrer beiden Großmütter.

„Seit mein Sohn zur Welt kam, habe ich das Bild einer Sanduhr vor Augen. Oben meins, unten seins. Bei ihm rieselt es ins leere Fach, man freut sich, es wird immer mehr. Aber bei mir läuft der Sand aus. Je länger er hier ist, desto weniger Zeit bleibt mir. Kinder erinnern einen an die Vergänglichkeit“, sagt Breuer. Es sind also die großen Fragen und letzten Dinge in ihr Leben getreten seit ihrem letzten Album vor acht Jahren. Daraus hat sie jetzt eines der wichtigsten Konzeptalben der jüngeren Jazzgeschichte gemacht, eines, das den Bogen so weit spannt wie wenige. Denn eigentlich ist „Four Seasons of Love“ – natürlich wieder auf ihrem eigenen Label Notnowmom! erschienen – nicht eines, sondern vier in einander verschränkte Alben.

Für jede Jahreszeit des Lebens hat Breuer zwei Stücke völlig unterschiedlich in Szene gesetzt. Der Frühling beginnt mit der nur im Duo mit Pianist Chris Gall gespielten Improvisation über „Andante con Moto“, Franz Schuberts liedähnlichem zweiten Satz der 5. Symphonie B-Dur, seiner Jugendsymphonie. Das Stück verfolgt sie seit langer Zeit. „Schon als ich es damals zum ersten Mal hörte, fand ich, dass es perfekt zur Unschuld und Schönheit eines neugeborenen Wesens passt. Als ich die Aufnahmen schon beendet hatte, habe ich erst erfahren, dass Schubert gerade 19 Jahre alt war, als er es komponierte.“ Das „Frühlingserwachen“ stimmt dann ihr angestammtes Quartett an, neben Gall Henning Sieverts am Bass und Heinrich Köbberling



Nie nur fröhlich oder nur melancholisch: So wie sie das Leben sieht, so spielt Carolyn Breuer auch Saxofon. Mit „Four Seasons of Life“ stellt sie nun im Gasteig ein schillerndes, tiefgründiges Meisterwerk vor.
FOTO: MARCEL WEBER

am Schlagzeug. Für den Sommer holte sie sich die WDR Bigband zu Hilfe. „Synergy“ und ihren Hit „Heile Weltschmerz“ (die Komposition findet sich auf mehreren ihrer Alben in irgendeiner Form wieder) erblühen im vollen, reifen Klang dieses starbesetzten Orchesters unter der Leitung von Michael Abene.

Den Herbst wiederum repräsentieren zwei Stücke für ein aus Mitgliedern des Staatstheaters am Gärtnerplatz gebildetes Kammerorchester, arrangiert von Henk Meutgeerd, mit dem Carolyn Breuer schon bei „Serenade“ zusammen arbeitete. Und für den Winter wählte Breuer eine Besetzung mit Streichquartett, Gitarren und der Posaune ihres Vaters. Bei „Wintered“ ließ sie sich vom Countrymusiker Steve Earle

inspirieren. „Ich hatte mich ja lange auch beim Hören ganz auf Jazz beschränkt. Erst über meinen Freund habe ich Pop und Rock entdeckt. Diese Ehrlichkeit von Steve Earle hat mich einfach umgehauen. Er hat mich auch erst bewusst gemacht, dass jeder Song eine Botschaft haben sollte. Ich habe hier die Akustikgitarren mit Folkpicking spielen lassen: Ich dachte an einen alten Mann, der nachts aus dem Fenster schaut. Während er die fallenden Schneeflocken beobachtet, lässt er in Gedanken sein Leben Revue passieren.“ Mit ihrem abgeklärten Sopransaxofon und dem Standard „Willow Weep For Me“ geht es zu Ende. Und zwar viel fröhlicher, als man beim Gedanken an Abschied und Tod meinen könnte. So wie das „Frühlingserwachen“ hier alles

andere als heiter klingt. „Die Kindheit ist ja nie das reine Zuckerschlecken, man ist auch mal schwermütig. So wie man später ja auch nicht nur zu Klagen hat. Es mischt sich alles.“

Das pralle Leben hat Breuer nicht nur auf CD gebannt, am Sonntag bringt sie das radikal unterschiedliche und doch so homogen ineinandergreifende Programm mit insgesamt 37 Musikern auf die Bühne des Carl-Orff-Saales. Und ist dabei, selbst ist die Powerfrau, auch noch ihr eigener Veranstalter.

Carolyn Breuer: Four Seasons of Life, Sonntag, 29. September, 20 Uhr, Carl-Orff-Saal im Gasteig, Rosenheimer Straße 5

KURZKRITIK

Mehltau

Mit Uraufführung: Festkonzert für Karl Amadeus Hartmann

München – Zwei Wochen vor dem Ende seiner Tätigkeit als bayerischer Kunstminister beweist Wolfgang Heubisch großen Kunstverstand. Er erzählt in einer kleinen Rede im Prinzregententheater, dass er gerne die Schirmherrschaft für das Karl-Amadeus-Hartmann-Jahr 2013 übernahm – am 5. Dezember jährt sich der Todestag des Komponisten und Musica-viva-Gründers zum 50. Mal. Heubisch bewundert den „außergewöhnlichen Menschen“ Hartmann, dessen „vorbildliche“ Haltung in der Zeit des Dritten Reichs, lobt die Veranstalter des Jubel-Jahres, die allein in Bayern 60 Veranstaltungen auf die Beine stellen, verabschiedet sich von den Konzertbesuchern als Minister und kündigt ein Wiedersehen als privater Musikliebhaber an. Es sei „eine wunderbare Zeit gewesen“, dann nimmt er im Publikum Platz, wartet das erste Stück ab – und verschwindet ohne Aufhebens. Das ist klug.

Es ist schon bemerkenswert, dass die geballte Kollaboration von Bayerischem Rundfunk, Hartmann-Gesellschaft und Kunstministerium es nicht schafft, mehr als gut 100 Leute ins Prinzregententheater zu locken. „Festkonzert“ – ha! Gespenstisch ist es, Mehltau über Begräbnisstimmung. Die Bayerische Kammerphilharmonie quält einen zunächst mit der Uraufführung eines wiederentdeckten Divertissements, vermutlich 1932 bis 1934 entstanden. Das Stück ist interessant, ganz im Stil der Zeit, frisch, modern, man denkt an Hindemith oder auch Schostakowitsch, dessen Musik Hartmann zu dieser Zeit theoretisch hätte kennen können, was aber unwahrscheinlich ist. Vielmehr wird deutlich, wie musikalische Moden zeitgleich an verschiedenen Orten entstehen können. Schriill sind die Geigen, lahm ist der Rest.

Danach, völlig überflüssig, Schuberts „Rosamunde“-Quartett in der Fassung für Streichorchester, leblos dirigiert von Andreas Herm Baumgartner, der zu keiner Sekunde ein Argument für die Fassung liefert. Der einzig schöne Moment des Abends: Der magische Übergang vom Adagio aus Mahlers fünfter Sinfonie zu Hartmanns Vierter. Die versackt dann gleich wieder in totaler Hoffnungslosigkeit – wenn man (halbwegs) zeitgenössische Musik so blutleer, so uninspiriert spielt, dann bringt man sie um. EGBERT THOLL

Musikhörspiele für Kinder ausgezeichnet

München – Zwei Musikhörspiele des Bayerischen Rundfunks werden mit dem Medienpreis „Leopold – Gute Musik für Kinder“ geehrt. Ausgezeichnet werden „Georg Friedrich Händel: Der Messias“ von Markus Vanhoef und „Quadro Nuevo: Schöne Kinderlieder“. Beide Projekte sind für „Do Re Mikro“ auf BR-Klassik entstanden. Vanhoefers Produktion sei ein lebensspaltes Hörspiel, das kurzweilig über die Entstehungszeit des „Messias“ und die Lebensumstände Handels informiere, urteilte die Jury. In „Quadro Nuevo“ seien Kinderlieder einfallsreich interpretiert, auch witzig verfremdet. Der Medienpreis Leopold wird seit 1997 alle zwei Jahre vom Verband deutscher Musikschulen mit Unterstützung des Bundesjugendministeriums vergeben. EPD

Königlicher Leberkäs

Das Erbsen-Musical „Oschnputtl“ kommt in den Carl-Orff-Saal

München – Die Geschichte klingt fast wie ein Märchen. Ein Flurbereinigungstechniker aus Niederbayern schreibt ein Musical. Er textet, komponiert, übernimmt die Regie, managt die gesamte Produktion. Und landet einen Riesenerfolg: Als im September vor einem Jahr Tom Bauers „Oschnputtl“ in Landau Premiere hatte, waren die ersten drei Musical-Abende in sieben-einhalb Stunden ausverkauft. Auch bei den nächsten drei Vorstellungen dauerte es keine zwei Tage, bis alle Karten weg waren. Seit der Tour das Ensemble des Erbsen-Musicals durch die Provinz und spielt bislang immer in ausverkauften Sälen.

Ob das im Carl-Orff-Saal an diesem Samstag auch gelingt? Tom Bauer ist ein wenig skeptisch. „München ist doch ein anderes Pflaster.“ Wobei es im „Schlachthof“ vor ein paar Monaten gut funktionierte und auch dort alles voll war. Bauer hat das Stück frei nach dem Märchen der Gebrüder Grimm geschrieben, in Versform und natürlich auf Niederbairisch. „A bisschen modernisiert“ habe er die Handlung, Sachen reingeschrieben, die die Grimms vergessen hatten, sagt Bauer, der im Stück den Erzähler spielt. Beispielsweise die doch etwas eigenwilligen Handwerker der Firma „Täubchen & Täubchen“, die mit dem Pflaster nicht fertig werden, weil sie dringend zum Leberkäs-Essen auf den Ball des Prinzen müssen. Der Leberkäs, der da ständig auf der Bühne gegessen wird, ist übrigens echt, der Senf auch, weshalb es nicht erstaunlich wäre, wenn die Schauspieler nach den ganzen Aufführungen bis an ihr Lebensende nie wieder Leberkäs zu sich nehmen würden, trotz des Senfs, dessen Herstellerfirma der findige Bauer als Werbepartner gewonnen hat.

Die neunköpfige Schauspielertruppe setzt sich aus Profis und Laien zusammen. Eva Petzenhauser etwa, die das Oschnputtl spielt, ist im wirklichen Leben Architektin – die Kostüme hat sie nebenbei entworfen. Ihre wundervoll bösen Stiefschwester Veronika Kreuzpaintner und Carolin Juretschka unterrichten im Alltag Gesang genauso wie Sebastian Hagengruber, der Prinz. Ein Vollprofil ist Evelin Attenberger, die Darstellerin der Stiefmutter. Sie besitzt als Schauspielerin langjährige Theater- und Inszenierungserfahrung und unterstützte Bauer als Co-Regisseurin. Für die Musik sorgen die Brima Stadtmusikanten unter der Leitung des Jazz-Gitarristen Michael Reif.

So ganz vermag auch Bauer den anhaltenden Erfolg seines Stücks nicht zu erklären. Vielleicht weil jeder die Handlung kennt, vielleicht weil nichts „G’scherts“ enthalten ist – „da kann die ganze Familie reingehen und lachen“. Vielleicht macht es

auch die Musik aus. Weil manche Fans fanden, das Stück könne noch mehr Lieder tragen, hat Bauer, seines Zeichens auch ausgebildeter Klavierlehrer, für das Oschnputtl noch ein neuen Titel geschrieben. „Mama, sog, wos soll i doa“ heißt die „herzerreißende Ballade“ (Bauer), die das Mädchen singt, wenn es das Ballkleid findet. Bauer jedenfalls fand es herzerreißend, als er mit seinem Stück vor zwei Wochen für drei Aufführungen nach Landau zurückkehrte und manche der Zuschauer die Lieder mitsangen. „Da war ich echt den Tränen nah.“

SABINE REITHMAIER



Eva Petzenhauser spielt das arme „Oschnputtl“, auf das die bösen Stiefschwester und die Stiefmutter herabsehen.
FOTO: HANS POLLNER

Das Haus am Hafen

Caesusus Hunden auf der Spur / Von Susanne Röckel

Der Dichter Mircea Dinescu und seine Frau Masha haben vor einigen Jahren im südrumänischen Port Cetate ein ehemaliges Hafen-Anwesen gekauft, das allmählich zu einem internationalen Kulturzentrum ausgebaut werden soll. Es gibt dort Konzerte, Ausstellungen und Stipendien; im August fand ein Festival mit Filmen aus den Balkanländern statt. Dinescu ist nicht nur Dichter, sondern auch Weinbauer und Koch, dem viel an der Bewahrung der regionalen bäuerlichen Küche gelegen ist. Die Schriftstellerin Susanne Röckel aus München hat kürzlich ein Stipendium erhalten, das sie in dieses Land gebracht hat, das seit 2007 EU-Mitglied ist. Hier erzählt sie von ihren Beobachtungen in einem uns immer noch fremd erscheinenden Land.

Das Haus, in dem ich wohne, ist etwas Besonderes der Gegend. Es ist das Haus des Aufsehers des ehemaligen Hafens – im 19. Jahrhundert wurde hier Getreide verschifft –, umfunktioniert zu einem kleinen Hotel. Es gibt Leute, die von weither anreisen, um hier zu essen und zu trinken und die Donau zu bewundern, die als unglaublich breiter, stiller Strom direkt hinter dem Haus vorbeifließt. Nichts Besonderes für die Gegend sind die vielen Hunde, die um das Haus herum leben und von den Frauen in der Küche gefüttert werden. Sieben oder acht sind es. Kleine und große, junge und alte, zottelige, kurzhäarige, braune, geschleckte, sanftmütige, verwegene, griesgrämige, übermütige und melancholische. Keiner dieser Hunde trägt ein Halsband. Nur zwei oder drei von ihnen haben Namen. Manche mögen Menschen, andere verziehen sich, sobald Menschen in der Nähe sind.

Die Hunde hier sind ganz anders als die Hunde, die ich von der Isar kenne. Es sind faszinierende schweigsame und unabhängige Geschöpfe, die, wie es mir vorkommt, mit der größten Gelassenheit so leben, wie

es ihnen passt. Das Verhältnis der Menschen zu diesen Hunden ist distanziert. Man hat die Tiere im Auge, weist sie scharf zurecht, wenn sie über die Stränge schlagen, lacht über sie, wenn sie raufen; zu Berührungen, einem kurzen Tätzchen, kommt es selten. Wenn fremde Hunde kommen, hört man eine Weile wildes Gebell. Weiter scheint nichts zu passieren. Vor ein paar Wochen ist in Bukarest ein Kind tobtobissen worden, von einem Rudel herrenloser Hunde. Solche Hunde gibt es überall in Rumänien, und offenbar kommt es immer wieder zu Angriffen auf Menschen. Die Ränder der stark von Lastwagen befahrenen Durchgangsstraßen sind von den Leichen dieser Streuner gesäumt.

Man sagt mir, ich solle, wenn ich mich zu Fuß weiter vom Haus entfernte, zur Sicherheit einen Stock mitnehmen. Bis jetzt habe ich mich deshalb noch nicht getraut, weitere Ausflüge zu Fuß zu unternehmen. Ich habe gelesen, dass Caesusus einst den umgesiedelten Landbewohnern die Haltung von Tieren in städtischen Wohnungen verbietet, wodurch zahllose Hunde plötzlich auf der Straße landeten.

Vielleicht ist das die Spur, die zum eigentlichen Problem führt. Denn Hunde gehören zum bäuerlichen Leben. Man kann sehen, wie stolz Bauern und Hirten auf ihre Hunde sind, die ihre kleinen Herden magerer Kühe und Ziegen bewachen.



Susanne Röckel, Schriftstellerin („Die vergessenen Museen“) und Übersetzerin, lebt in München. Derzeit hält sie sich als Stipendiatin in Port Cetate in Südromänien auf. FOTO: OH